

INTERVIEW: MATTHIAS GEERING, RAPHAEL SUTER

Der Rektor der Universität Basel, Antonio Loprieno, im BaZ-Interview über die Bedeutung der Universität Basel in der Schweiz und im internationalen Vergleich, über Forschungsschwerpunkte und die umstrittene Bologna-Reform.

BaZ: Geht es Ihnen als Rektor bei diesem Jubiläum in erster Linie darum, die Geschichte zu reflektieren, die Tradition der Universität in den Vordergrund zu stellen, oder wollen Sie die Probleme der Gegenwart in den Vordergrund rücken?

ANTONIO LOPRIENO: Also ich glaube, ein Jubiläum hat zwei Dimensionen: eine vergangenheitsorientierte Dimension, das ist so die historische Reminiszenz und eine zukunftsorientierte Dimension. Lassen Sie mich diese Dimension als Marketing bezeichnen. Marketing jetzt nicht im abfälligen Sinne, sondern wirklich als Bedürfnis der Darstellung der Universität in ihrer Wirkung nach aussen. Und diese Wirkung nach aussen ist immer eher gegenwarts-, beziehungsweise zukunftsorientiert.

Ich würde schon meinen, dass unser Jubiläum beide Dimensionen hat. Es ist sowohl eine Art historische Feier, eine Art historisches Gedächtnis könnte man sagen, als auch eine vermehrte Darstellung der Universität in der Öffentlichkeit. Und Öffentlichkeit bedeutet für uns natürlich die regionale Öffentlichkeit, das ist für uns die erste Adresse.

Ist die regionale Öffentlichkeit auch der Grund, dass die Eröffnungsfeier in Liestal stattfindet?

Ja, es wirkt ein bisschen apart, dass die Universität Basel ihre Jubiläumseröffnung in Liestal feiert. Ich möchte nicht, dass das einfach als eine Art Lippenbekenntnis zum andern Trägerkanton verstanden wird. Es ist vielmehr eine Neudefinition dessen, was der traditionelle Wirkungshorizont der Universität ist. Traditionell wird die Universität Basel mit Basel. Doch in der heutigen Zeit spielen regionale

und internationale Aspekte beide eine Rolle. Unser Jubiläumsmotto heisst: «Wissen bewegt uns» und Bewegung bedeutet, eine Art dynamische Ausrichtung zu haben und Liestal ist, wenn Sie so wollen, die erste Adresse dieser Dynamik.

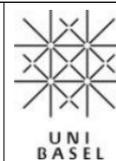
Es finden aber auch Veranstaltungen in Porrentruy, Solothurn und Aarau statt. Wollen Sie damit unterstreichen, dass die Uni Basel die Universität für die Nordschweiz ist?

Ich würde schon meinen, wenn wir diesen Begriff Nordwestschweiz im Sinne der Universität Basel nicht auf die politische Dimension beziehen, sondern tatsächlich an die kulturelle, wirtschaftliche und soziale Dimension, ja, dann ist unsere Bewegung in Richtung Nachbarkantone durchaus ein Zeichen dieses Bekenntnisses der Universität. Wir wären natürlich etwas vorsichtig im Sinne einer politischen Interpretation, weil wir uns als Universität nicht nur als Struktur des Staates, sondern als Struktur der Gesellschaft im Allgemeinen verstehen.

Wie sieht es denn konkret bei der Zusammenarbeit mit diesen Kantonen aus?

Aargau und Solothurn sind für uns die ersten Nichtbasler Kantone. Die ersten in dem Sinne, dass die Mehrheit der Studierenden, die nicht aus den Trägerkantonen kommen, eben aus diesen zwei Kantonen zu uns stossen. Es gibt aber auch eine punktuelle intensive Zusammenarbeit, ich erinnere hier an den Nanobereich.

Wenn es uns gelungen ist, die Nano-Wissenschaften in die Universität zu integrieren, möglicherweise auch nach dem Ende des nationalen Forschungsschwerpunktes, ist dies dem Kanton Aargau zu verdanken. Mit dem Kanton Solothurn haben wir zwar noch keine punktuelle Form von Zu-



sammenarbeit dieser Art, aber man kann sich durchaus diese Perspektive vorstellen.

Wie sieht die Zusammenarbeit zwischen den Universitäten aus? Mit welchen Universitäten im In- und Ausland pflegen Sie spezielle Verbindungen und Kontakte?

Hier muss man eine ganz interessante Entwicklung in der Universitätslandschaft feststellen, die ein klein bisschen paradox ist. Die Bologna-Reform, die ja auch Gegenstand grosser kultureller Debatten war, ist theoretisch ja im Sinne der Mobilität eingetreten. Die Realität ist aber die, dass die Universitäten grundsätzlich im Zuge der Bologna-Reform nationaler

«Meine Meinung ist, dass es uns Schweizer Universitäten zu gut geht.»

geworden sind, als sie früher waren. Insofern war die Universität Basel in der Pre-Bologna-Zeit fast mehr mit Freiburg im Breisgau und mit Strassbourg verbunden.

Jetzt ist die neue post-bolognesische Universität Basel eindeutig eine Universität im Verbund der Schweizer Universitäten. Die ETH Zürich ist wahrscheinlich diejenige Universität, mit der wir die engste Form von Zusammenarbeit haben. Von den kantonalen Universitäten ist die Universität Zürich wohl diejenige, mit der wir am meisten Gemeinsamkeiten haben. Ich möchte hier allerdings hervorheben, dass zwischen Schweizer Universitäten die Wettbewerbsdimension höher gewichtet wird als die Dimension der Zusammenarbeit. Es gibt verschiedene Gründe dafür, meine persönliche Interpretation ist, dass es uns als Schweizer Universitäten zu gut geht.

Wie meinen Sie zu gut? Finanziell?

Es besteht Gott sei Dank in den Schweizer Universitäten kein Druck, das Portfolio radikal zu ändern und zu fokussieren. Der Grund einer sol-

chen Fokussierung ist immer die Not, weil man kein Geld hat oder nicht die genügende kritische Masse. Meine Beobachtung ist die, dass das Gleichgewicht zwischen Grösse und Finanzierung auf internationaler Ebene immer noch so gut funktioniert, dass keine Notwendigkeit einer expliziten Zusammenarbeit besteht.

Es gibt natürlich auch in der Schweiz bestimmte Bereiche, drei, vier nationale Leuchttürme, wo explizit eine Form von Zusammenarbeit praktiziert wird. Rein verordnete Konzentrationen wie in Deutschland funktionieren bei uns nicht. Die Konsequenz ist, dass unsere Universitäten den ausländischen favorisiert sind. Wir spielen so in einer sehr guten Liga, aber wir haben Schwierigkeiten in der Topliga mitzuspielen, weil dies dort nur mit Konzentration funktioniert.

Was halten Sie denn von solchen Rankings, die sagen, welche Universitäten top sind?

Wissen Sie, mit den Rankings ist es so, dass sie etwas aussagen, niemand aber ganz genau weiss, was. Deshalb habe ich eine skeptische Haltung sowohl gegenüber denjenigen, die sagen, das ist das Evangelium, als auch gegenüber denjenigen, die sagen, Rankings spielen keine Rolle! Die Rankings sind ein Zeichen der Anpassung der jeweiligen Universität an ein gewisses Ideal von Universität, das jetzt sehr stark angelsächsisch-amerikanisch geprägt ist. Deshalb sind die traditionsreichen europäischen Universitäten enorm benachteiligt in den Rankings.

Die Schweizer Universitätslandschaft ist interessanterweise die amerikanisierteste Universitätslandschaft in Kontinentaleuropa. Deshalb schneiden wir proportional besser ab als die Deutschen oder die Franzosen, aber natürlich niemals wie die Engländer oder die Amerikaner. Und Vorsicht: In Amerika gibt es 4000 Universitäten. Reden wir also von Princeton und Harvard oder reden wir vom Oregon

Valley Community College?

Wir haben in der Schweiz Gott sei Dank keine Universität auf dem Niveau eines Oregon Valley Community College, aber aufgrund unserer Struktur haben wir auch keine Harvard University. Deshalb glaube ich, dass man diese Rankings entkrampft lesen muss.

Wie machen Sie aber Werbung für die Universität Basel, damit ausländische Studierende realisieren, dass es sich lohnt, hier ein Studium zu beginnen?

Wir haben einen Marketing-Spezialisten an unserer Universität, der sich just mit dieser Frage beschäftigt. Also wir unternehmen all das, was eine traditionsreiche, sehr gute, aber relativ kleine Universität, wie die Universität Basel unternehmen kann, um sich im Ausland bekannt zu machen.

Welche Rolle spielen die Studiengebühren?

Perverserweise spielen die Studiengebühren eine Rolle in der Gewinnung von besonders qualifizierten Graduierten im internationalen Bereich. Je höher sie sind, desto attraktiver ist die Uni.

Das würde aber doch heissen, dass die Gebühren für ausländische Studierende angehoben werden sollten?

Meine Meinung ist die, dass sich die Studiengebühren immer zwischen zwei Parametern bewegen: einem wirtschaftlichen und einem symbolischen. Studiengebühren sind keine rein ökonomische oder rein symbolische Angelegenheit in unserem Modell. Bei uns, ich meine damit in Kontinentaleuropa, kann man traditionell nicht unterscheiden zwischen Inländern und Ausländern. Diese Tradition dürfen wir herausfordern, aber nicht strapazieren.

Damit kommen wir zum wirtschaftlichen Faktor: Es leuchtet unmittelbar ein, dass diejenigen, die an unserem Steuersystem teilhaben – letzten Endes einem System, das es uns erlaubt, diese Universitäten zu haben – etwas mehr zur Kasse gebeten werden. Mei-



ne Lösung wäre erstens eine geringfügige Anhebung der Studiengebühren für Ausländer und zweitens eine Unterscheidung zwischen verschiedenen Kategorien von Ausländern. Ich denke nicht, dass wir einen Bachelor aus Lör-rach so behandeln können wie einen Doktoranden aus Bangalore. Wir sind als Universitätslandschaft auch in einen Dialog mit der EU eingebunden. Deshalb müsste eine solche Massnahme unbedingt auf nationaler Ebene koordiniert werden. Ich denke, dass das geeignete Organ dafür, nachdem die politischen Instanzen ihre Entscheidungen getroffen haben, die schweizerische Univeritätskonferenz wäre.

In Zürich wird moniert, es hätte zu viele Deutsche an den Spitzen der Fakultäten. Ist das auch in Basel ein Thema?

Wir haben ein Problem, aber nicht das, was da in dieser Diskussion thematisiert worden ist. Es ist abwegig, dass wir einen deutschen Filz haben, denn alle Professuren werden immer international ausgeschrieben. Aber es gibt nun mal im deutschsprachigen Raum mehr deutsche Bürger als Österreicher oder gar Schweizer Bürger. Unser Problem liegt nicht auf der Ebene der Berufung von Ordinarien sondern auf der Ebene der Gewinnung qualifizierten Nachwuchses in den früheren Stufen.

Wir sind nicht imstande, die akademische Karriere so attraktiv darzustellen, dass gute Leute nicht zu Novartis oder Roche – bei allem Respekt für diese Firmen – gehen, sondern an die Uni. Wir müssen unbedingt darauf achten, dass wir als Gemeinschaft der Schweizer Universitäten mehr qualifizierten

Nachwuchs produzieren.

Das heisst, dass nach der Grundausbildung die guten Leute nicht irgendwo ihre Chance im Ausland sehen...

...richtig, oder in die Industrie abwandern, sondern an einer Schweizer Universität weiterhin Forschungsarbeit leisten und dass dadurch ein grösserer Pool an qualifizierten Lehrkörpern entsteht.

Sie haben vorhin erklärt, dass es eigentlich gar nicht gewünscht ist, dass eine bestimmte Fokussierung stattfindet. Trotzdem: Was sind die Forschungsschwerpunkte an der Universität Basel?

Ich möchte das präzisieren: Eine gewisse Fokussierung ergibt sich automatisch durch den Wettbewerb zwischen den Universitäten. Aber die Träger der Universitäten entscheiden autonom und werden nicht eidgenössisch von oben gesteuert. Life Sciences ist natürlich ein Profilierungsbereich, der an einem Ort wie Basel einleuchtet. Es ist ein Profilierungsbereich, aber leider kein Alleinstellungsmerkmal der Universität Basel. Das ist wirklich ein grosses Problem, wenn wir da auf nationaler Ebene eine Art Primat beanspruchen wollen.

...und sogar auf internationaler Ebene?

...ja auch auf internationaler Ebene. Ich bin aber fast besorgter auf der nationalen als auf der internationalen Ebene. Auf internationaler Ebene, da sind wir alle sozusagen in einem Meer der Konkurrenz. Ob man da die Nummer 87 oder 95 ist in der Welt, spielt keine Rolle. Das Problem ist auf der



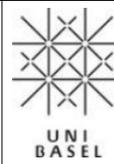
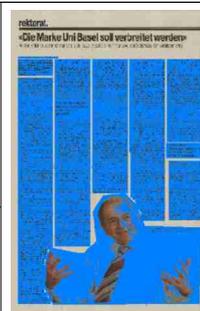
«Je höher die Studiengebühren sind, desto attraktiver ist die Universität.»

nationalen Ebene. Es gibt in unserer nationalen Wissenschaftspolitik derzeit ungelöste Fragen. Beispielsweise, ob die zwei eidgenössisch-technischen Hochschulen zwei Universitäten wie die zehn kantonalen sind und unter allen offener Wettbewerb stattfindet oder ob sie unsere Exzellenz-Universitäten sind. Wir leben immer

noch mit der sympathischen Vorstellung, dass der Wettbewerb zwischen der Universität Basel und der ETH Zürich theoretisch ein offener ist. Wie lange wir mit dieser institutionellen oder enzyklopädischen Unsicherheit leben können als Wissensstandort Schweiz, weiss ich nicht. Auch die Kultur ist kein Alleinstellungsmerkmal. Einen Begriff wie Kultur in ein Alleinstellungsmerkmal umzuwandeln, das uns unterscheiden sollte von Genf oder Zürich, ist schwierig, sehr schwierig. Bei einer Universität von Schwerpunkten oder Profilierungsbereichen zu sprechen, ist schwierig. Es ist nicht wie im Falle einer Firma,



Kommunikativ. Der Ägyptologe Antonio Loprieno ist als Nachfolger Ulrich Gäblers seit 2006 Uni-Rektor. Foto Peter Schnetz



wo eine Schwerpunktbildung beschlossen und realisiert wird.

Wie ist das Verhältnis im Bereich Life Sciences mit den hier ansässigen Firmen?

Ich glaube, es hat eine Entwicklung stattgefunden in der Erwartung der Universität an die Pharmaindustrie und in der Erwartung der Pharmaindustrie an die Universität. Die traditionelle Erwartung der Universität war, dass die Pharmaindustrie einfach Geld in bestimmte Bereiche investiert. Das geschieht auch, aber eigentlich in bescheidener Form. Die neue Form der Zusammenarbeit ist diejenige, dass Forschungsgruppen, die von der Pharmaindustrie finanziert werden, mit denjenigen der Universitäten zusammenarbeiten.

Im Laufe dieses Gesprächs müssen wir auch auf die Bologna-Reform zu sprechen kommen. Was hat sie aus der Sicht der Universität Basel zum Guten oder zum Schlechten bewirkt?

Was ich jetzt sage, wird Sie ein bisschen überraschen. Aber ich glaube, dass die Bologna-Reform an sich nichts signifikant anderes herbeigeführt hat. Also ich würde die Relevanz dieser Reform ein bisschen entdramatisieren. Bei Bologna haben sich in der Architektur der Studiengänge Änderungen ergeben, die ich alles in allem als positiv betrachte. Ich glaube nicht, dass die Kultur des Studiums – wie viele behaupten – eine andere geworden ist. Ich komme deshalb zu diesem Ergebnis, weil die einzigen empirischen Daten, die wir zur Beurteilung der Bologna-Reform haben, eine Statistik ist, die im letzten Jahr gemeinsam von den grössten der studentischen Verbände durchgeführt wurde. Diese Studie belegt, dass der Zufriedenheitsgrad der neuen Generation mit ihrem Studium nicht anders ist als

der Zufriedenheitsgrad der älteren Generation.

Nachdem sich so die Bedeutung der Reform entdramatisiert hat, würde ich auch nicht mehr von Bologna-Reform sprechen. Es geht einfach darum, wie das Studium optimiert werden kann. Mit Bologna hat sich eine ganze Kultur der Optimierung an den Universitäten entwickelt und diese Entwicklung begrüsse ich sehr.

Sie sagen, dass die Studierenden recht zufrieden sind. Im vergangenen Jahr hat es aber einen Studentenstreik gegeben. Kommt dieser Protest nur von einer kleinen Gruppe der Studierenden?

Ich würde die quantitative Seite nicht überbewerten. Es war eine Bewegung, so ein Funke, bei dem eine passive ideale Unterstützung zu beobachten war. Diese war grösser als die Zahl der aktiv Engagierten, die insignifikant war, also keinesfalls die 12000 Studierenden der Uni Basel. Aber ich spürte trotzdem auch in unserer gemeinsamen Universität eine Form von etymologischer Sympathie. Was übrig geblieben ist von diese Phase der bescheidenen Rebellion, ist das Bewusstsein, dass nicht alles perfekt ist mit dem jetzigen Studium. Die Rebellion ist meines Erachtens in einem gewissen Sinne das Ende der Aufbau-phase von Bologna. Dabei haben wir wohl ein klein bisschen zu sehr mit Marketinginstrumenten gesagt, dass das alles gut ist. Doch wie immer im Leben gibt es Dinge, die funktionieren und dann gibt es andere Dinge, bei denen wir vielleicht noch die eine oder andere Korrektur vornehmen müssen. In dieser Phase sind wir jetzt.

Ein solches Jubiläumsfest bietet ja auch die Möglichkeit, kritische Gruppierungen einzubinden. Wie stark werden jetzt die Studierenden in das Jubiläum miteinbezogen?

Das ist von Anfang an ein persönliches Anliegen von mir gewesen und auch das Anliegen der Universität. Im Rahmen des Möglichen soll sich dieses Fest auch als Fest der Studierenden etablieren. Die Skuba war eigentlich direkt im Kernteam, nicht nur im Organisationskomitee. Unter den fünf grossen Chefs, die das ganze Jubilä-

«Ich glaube, die Bologna-Reform hat nichts signifikant anderes herbeigeführt.»

um durchführen, sitzt eine Co-Präsidentin von Skuba. Die Vertretung der studentischen Körperschaft ist uns sehr wichtig.

Geht es beim Jubiläum auch um Identitätsfindung?

Eines der Themen des Jubiläums ist die Festigung der institutionellen Identität. Die Idee ist die Verbreitung der Marke Universität Basel und die primären Adressaten dieser Marke Universität Basel sind die Studierenden. Das ist für uns bereits in der Vorbereitung dieses Jubiläums sehr wichtig gewesen. In meiner langen amerikanischen Zeit habe ich einen eklatanten Unterschied zwischen der amerikanischen und der europäischen Universitätskultur festgestellt. In Amerika sind Sie zuerst ein Yale und dann studieren Sie Germanistik. In Basel oder in Zürich sind Sie zuerst ein Germanist und dann zufällig ein Student der Uni Basel oder Zürich. Das ist ein ganz anderes Modell. Ich denke, wir tun gut daran, wenn wir als Institution unsere Marke pflegen und festigen und in diesem Zusammenhang sind die Studierenden zentral.

**Es geht also auch um eine Art Heimatgefühl.**

Richtig, ganz genau. Heimat ist ein ganz interessantes Wort. Universitäten wie Oxford oder Cambridge sind für die Studierenden auch Heimat. Sorbonne, Heidelberg oder Basel sind aus traditionellen Gründen bisher kaum Heimat. Das Gefühl der Heimat ist auch deshalb wichtig, weil dadurch eine Form der Verbindung zwischen den Menschen, den Studenten und der Institution gestiftet wird, die das ganze Leben begleiten kann. Stichwort Alumni. Das ist übrigens auch ein Merkmal, wie ausgebaut das Alumni-Netzwerk ist. Für einen Kulturwissenschaftler ist das hochinteressant! Aber als Rektor der Universität Basel ärgere ich mich natürlich darüber zu Tode.

Sie haben zu Beginn dieses Gesprächs gesagt, die Universität wolle mit diesem Jubiläum nicht nur die Vergangenheit in Erinnerung rufen, sondern auch die Probleme der Gegenwart und der Zukunft darstellen. Was sind denn die Aufgaben, welche die Universität Basel in nächster Zeit zu meistern hat?

Ich werde hier absichtlich ein typisch helvetisches Wort wählen und das ist das Wort Kompromiss. Es gibt derzeit zwei Tendenzen bei den Universitäten. Es gibt Universitäten, die sich eindeutig in der Forschung positionieren, also man denke an diese neuen Universitäten oder besser alt-neuen Universitäten in Ostasien oder in Singapur. Wer wusste was von Singapur bis vor einem Jahr? Jetzt ist die National University of Singapur in den Top 20 und eben eine dieser Universitäten, die sich enorm in der Forschung profilieren. Und es gibt die Universitäten, die, lassen Sie es mich so beschreiben, ein regionales Mandat haben, die lokale Elite auszubilden. Das Interessante an unserer Universität ist, dass wir beides sind. Nicht, damit einfach alle zufrieden sind. Nein, wir sind beides, weil wir sonst nicht überleben können. Wenn wir uns nur auf die Forschung konzentrieren, überleben

wir nicht, weil wir nicht die kritische Masse haben, um diese Stärke zu erreichen. Wenn wir nur die lokale Elite pflegen, überleben wir nicht, weil wir dann zum Provenzionismus verdammt sind. Dann werden wir wie – lassen Sie mich keinen Namen nennen – aber wie viele Universitäten in Europa, die forschungsmässig irrelevant und eigentlich so etwas wie höhere Gymnasien sind. Für uns ist es deshalb von existenzieller Bedeutung, dass wir beides sind und auch beides gleichzeitig sind. Wie können wir dieses Gleichgewicht herstellen? Indem wir nicht an einem Tag in eine bestimmte Richtung übertreiben und am Tag danach wieder in die andere. Diese Haltung findet sich auch in der Geschichte der Universität Basel immer wieder.

Die Universität Basel feiert Geburtstag, und der Rektor darf jetzt einen Wunsch äussern. Was wünschen Sie sich für die Uni Basel zum Jubiläum?

Kann ich den Wunsch auch auf die Zukunft projizieren? Also dann wäre ich sehr froh, wenn ich vorausschauend sagen könnte, in 50 Jahren ist die Universität Basel die zweite Universität der Schweiz. Ich möchte hier nicht prophezeien, wer die erste Universität ist. Das hängt davon ab, ob unser Land strategisch eher die eidgenössische oder die kantonale Richtung einschlägt. Man könnte sagen, wenn das Land sich eher zentralistisch entwickelt, wird die ETH Zürich die Nummer eins sein, wenn das Land sich eher dezentral entwickelt, wird die Universität Zürich die Nummer eins sein. Ich glaube, diese Stellung können wir als Universität Basel aufgrund der evolutionären Betrachtung nicht für uns beanspruchen. Aber ich bin zuversichtlich, dass wir in der Schweiz die Nummer zwei werden können. Damit wäre ich sehr zufrieden und das wäre auch mein grosser Geburtstagswunsch.

zur person

DER REKTOR. Antonio Loprieno wurde 1955 im italienischen Bari geboren. An der Universität Turin studierte er Ägyptologie, Sprachwissenschaft und Semitistik. Nach dem Doktorat und einer Assistenzzeit in Turin bildete er sich an der Georg-August-Universität in Göttingen weiter, wo er auch habilitierte. Nach Lehrtätigkeiten in Göttingen und Perugia wurde Loprieno 1989 Ordinarius für Ägyptologie an der University of California in Los Angeles. Seit dem Jahr 2000 lehrt er Ägyptologie an der Universität Basel, welcher er seit dem Oktober 2006 als Rektor vorsteht.

Datum: 01.04.2010

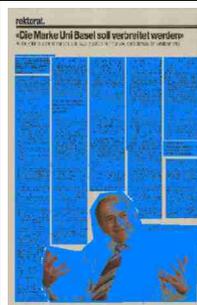
Basler Zeitung

DIE ZEITUNG DER NORDWESTSCHWEIZ

Beilage 550 Jahre Uni Basel

Redaktion BaZ
4002 Basel
061/ 639 11 11
www.baz.ch

Medienart: Print
Medientyp: Tages- und Wochenpresse
Auflage: 88'187
Erscheinungsweise: unregelmässig



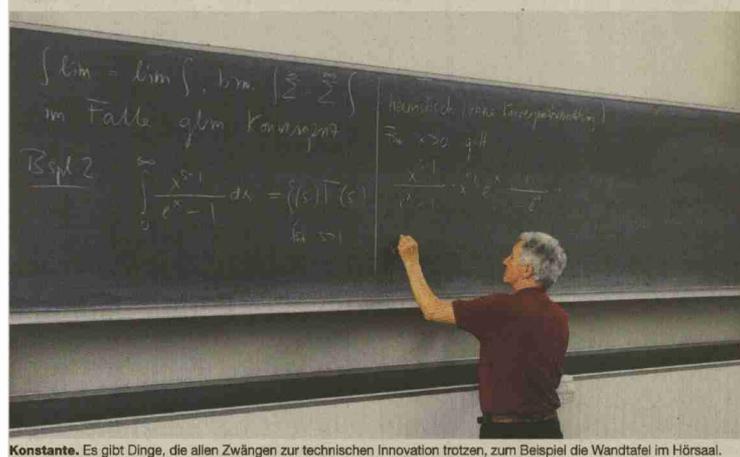
Themen-Nr.: 377.7
Abo-Nr.: 1073252
Seite: 4
Fläche: 225'054 mm²



Pause. Die studentische Debattierlust geht über den Hörsaal hinaus – oder setzt draussen erst richtig ein. Foto: Peter Schreuz



Aula. Eine Universität ist keine Kirche – aber auch in der Aula bleiben die vordersten Plätze meist leer.



Konstante. Es gibt Dinge, die allen Zwängen zur technischen Innovation trotzen, zum Beispiel die Wandtafel im Hörsaal.